

Schalenwild, Beutegreifer, Landwirtschaft & Co

WILD UND HUND nutzte das 40jährige Bestehen der Forschungsstelle für Jagdkunde und Wildschadenverhütung des Landes Nordrhein-Westfalen, um deren Leiter, Dr. Michael Petrak, zu aktuellen Themen der Jagdwissenschaft, -politik und -praxis zu befragen.

WuH: Herr Dr. Petrak, in alter Verbundenheit zunächst herzlichen Glückwunsch zum Jubiläum Ihrer Forschungsstelle. Welchen grundlegenden Richtungsänderungen unterlag die wildbiologische und jagdkundliche Forschung in den letzten 40 Jahren?

Dr. Petrak: Jagdwissenschaft generell schließt die Bereiche Wildkunde, Wildökologie, Wildkrankheiten, Hege, Wildstartdsbewirtschaftung, Jagdbetrieb einschließlich Jagdgerät und Jagdhundwesen, Wildschadenverhütung, Jagdgesetzgebung, Jagdpolitik, Jagdkultur und Jagdgeschichte ein.

Die Wildbiologie – als Biologie der Tierarten, die dem Jagdrecht unterliegen – hat in den letzten Jahrzehnten zunehmend an Bedeutung gewonnen, nicht zuletzt auch als naturwissenschaftliche Grundlage für den Dialog zwischen Jagd und Naturschutz

In den 50er und 60er Jahren, bis in die 70er Jahre hinein standen im Schalenwildbereich Untersuchungen zur Wildbewirtschaftung, zu Ausmaß und Bedeutung von Wildschäden sowie zur Wildschadenverhütung im Vordergrund. So führte die Aufforstungsphase nach dem Zweiten Weltkrieg zu einem entsprechend hohen Bedarf an Verbißschutzmitteln –

ein weites und dankbares Forschungsfeld.

Beim Niederwild dominierten Fragen zur Hege und Jagd im Sinne gezielter Reviergestaltung, zu Möglichkeiten intensiver Bejagung von Predatoren sowie zum Aussetzen verschiedener Wildarten.

Bei den Wildkrankheiten spielten Behandlungsmöglichkeiten (z. B. bei Wurmbefall), aber auch Abwehrmaßnahmen gegen die Schweinepest eine wichtige Rolle. Untersuchungen zum Thema „Wild und Straßenverkehr“ führten letztlich zur Aufnahme des Wildunfalls in die Teilkasko-Versicherung.

Die Forschung im Schalenwildbereich war vielfach durch den Blickwinkel der Forstwirtschaft einerseits und die Trophäenjagd andererseits geprägt. Umfassendere Untersuchungen zu Ökologie und Verhalten gewannen erst in den letzten beiden Jahrzehnten an Raum, genauso wie Studien zur Biologie zahlreicher Wildarten, die primär an artspezifischen Äsungs- und Lebensräumsprüchen ansetzen. Wildbiologische Themen waren immer vertreten, haben in den letzten Jahren aber deutlich zugenommen. Der bis heute anhaltende Artenschwund sowie der Rückgang einiger Spezies er-

weiterte auch die Anforderungen an jagdkundliche Forschung, so daß in den 80er und 90er Jahren umfassende Umweltstudien ihren berechtigten Platz fanden. Entscheidend für die Entwicklung in den letzten Jahrzehnten war die Tatsache, daß bestimmte Vorstellungen aus Land- oder Forstwirtschaft und Jagd nicht normativ für den Ansatz und die Vorgehensweise in der Forschung sein können. Die Praxis stellt mit Recht Fragen an die Wissenschaft – sie darf jedoch deren Methoden und Ergebnisse nicht „bestellen“.

Die Einsicht, daß Wildbiologie und eine modern verstandene Jagdwissenschaft nicht durch eigene Methoden gekennzeichnet sind – sie übernehmen diese von den Basiswissenschaftlern –, sondern durch ihre Untersuchungsobjekte, d. h. Wildtiere, nichtjagende Menschen, Jäger, Lebensraum und Jagd, hat in den letzten Jahrzehnten zu einer wertvollen Bereicherung geführt. Insbesondere dazu, daß heute durch verschiedenste Teildisziplinen wie Anatomie und Morphologie, Fortpflanzungs- und Entwicklungsbiologie, Hormon- und Stoffwechsel-, Sinnes- und Nervenphysiologie, Tiermedizin, Verhaltensbiologie und Ökologie, Molekularbiologie und Biochemie sowie Populations- und

Molekulargenetik die Grundlagen gelegt werden.

Wenngleich die Ergebnisse nicht mehr in jedem Fall sofort in die Praxis umzusetzen sind, so sind sie dennoch für die Praxis von großer Bedeutung. Ein Beispiel: Untersuchungen zur Morphologie, Anatomie und Physiologie des Verdauungssystems sowie zur Ethologie der Feindvermeidung bei Wiederkäuern sind wesentliche Grundlagen für eine sachgerechte Beurteilung von Fragen zur Jagd und Winterfütterung. Andererseits sind Erkenntnisse zur Sinnesphysiologie für den praktischen Jäger wichtig: Während rote Farben von unserem Schalenwild nicht eräugt werden, also auch zur eigenen Sicherheit auf der Jagd getragen werden können, liegen die für Menschen gedeckten blauen Farbtöne in einem vom Wild gut wahrnehmbaren Spektralbereich, sind also sehr auffällig.

Zur Umsetzung von Forschungsergebnissen sind allerdings auch kritische Anmerkungen angebracht: Obwohl Vorschläge zu einer tierschutzgerechten Verbesserung der Schießscheiben auf der Grundlage entsprechender Befunde der Morphologie und Anatomie seit Jahrzehnten vorliegen, werden mit den geltenden Scheiben immer noch Treffer mit

Punkten positiv gewertet, die im Jagdbetrieb als Unfall einzustufen sind und im Sinne einer tierschutzgerechten Erlegung nicht positiv gewertet werden dürfen. Es ist auch Aufgabe der Fachpresse, derartige Ergebnisse in die Praxis zu transportieren.

WuH: *Wie wird die Zukunft jagdlicher Forschungszweige aussehen? Wird es in 40 oder 50 Jahren – von rein zoologisch/wildbiologischen Themen abgegrenzt – überhaupt noch eine Jagd ohne enterte Forschung mit Praxisbezug geben?*

Dr. Petrak: Das Ziel von Wissenschaft und Forschung ist Erkenntnisgewinn. Mit „Erkenntnis“ meint der Forscher zuverlässiges, gesichertes Wissen. Wissenschaft „konsumierende“ Menschen erwarten hingegen nicht in erster Linie „Erkenntnis“. Praktiker erwarten mit Recht Hilfen bei der Lösung von Problemen. Zwischen der Lösung von Problemen und dem Streben nach Erkenntnis in der Wissenschaft besteht jedoch ein enger Zusammenhang, der wohl die meisten von uns zumindest ahnen. Insofern wird die Symbiose zwischen einer wildbiologischen Forschung, die sich mehr an den Grundlagen orientiert, und stärker an Anordnungen der Praxis orientierten Untersuchungen fort-dauern.

Für die Praxis ist heute entscheidend, daß der Ansatz an den Lebensbedürfnissen der Wildarten auch die Bereitschaft der Gesellschaft erfordert, auf die Lebensansprüche der Wildarten Rücksicht zu nehmen. Als Beispiel sei die zunehmende Bereitschaft zur Vernetzung von Lebensräumen auch der großen Arten genannt.

Weiterhin wesentlich ist, daß Wissenschaft unabhängig



Dr. Michael Petrak (Jahrgang 1956), Diplom-Biologe, Leiter der Forschungsstelle für Jäggkunde und Wildschadenverhütung des Landes NRW (LÖBF) seit 1989
Foto: ANJA RÖSE

bleibt. Wer Wissenschaft durch Vorbestellung von Ergebnissen in seinem Sinne manipulieren möchte, schadet nicht nur der Wissenschaft, sondern auch seinem Anliegen. Die Bedeutung seriöser Wissenschaft als Konsensgrundlage kann nicht hoch genug eingeschätzt werden: So haben sich im Rahmen der Düsseldorfer Vereinbarung „Naturschutz und Jagd“ gerade auch die Naturschutzverbände dafür eingesetzt, dem Rotwild in Nordrhein-Westfalen möglichst große Lebensräume zu sichern. Überzeugen konnten hier nur wildbiologische Erkenntnisse, nicht eine trophäenorientierte Jagd.

Für die Wildbiologie wird es wichtig sein, sich im Sinne eines umfassenden Ansatzes fort-zuentwickeln und sowohl an dem grundsätzlichen Verständnis der komplexen Beziehungen um Wild, Lebensraum und Jagd als auch der Lösung praktischer Probleme zu arbeiten. Letztlich sichert bzw. gefährdet auch der Grad der Bedeutung der Jagd für den Menschen die Zukunft einer praktisch orientierten Jagdwissenschaft.

WuH: *Der Zustand einiger Niederwildpopulationen ist vielerorts*

besorgniserregend – die Gründe dafür sind vielschichtig. Hand aufs Herz – sehen Sie ernsthaft Möglichkeiten einer Trendwende hinsichtlich der Besatzentwicklung z. B. von Feldhase, Rebhuhn und Fasan?

Dr. Petrak: Die Strecken aller drei Arten sind in den letzten Jahrzehnten stark rückläufig. Die Nutzungsintensivierung in der Landwirtschaft ist eine der Ursachen für den Rückgang. Während aber beim Schalenwild die Räuber aus wirtschaftlichen Motiven im vergangenen Jahrhundert ausgerottet wurden, müssen sich die Niederwildarten, außer Rehwild, noch immer mit einem weitgehend vollständigen Räuberspektrum auseinandersetzen.

inseltige Jagd auf das Fried-

des Feldhasen in den neuen Bundesländern.

Dennoch gibt es Lichtblicke: In fast allen Bundesländern existieren Förderprogramme im Rahmen der EG-Flächenstilllegung, die sich bei entsprechendem Einsatz auch im Sinne der Lebensraumverbesserung nutzen lassen. Die weitere Lebensraumentwicklung wird auch entscheidend davon abhängen, inwieweit die Bevölkerung allgemein begreift, daß im Bereich der Landbewirtschaftung eingesetzte öffentliche Mittel zumindest lebensraumverträglich eingesetzt werden sollten – aber auch davon, inwieweit man bereit ist, für naturverträglich erzeugte Agrarerzeugnisse höhere Preise zu zahlen.

Ein weiterer Ansatz liegt im Bereich des Rechtsverständnis-

»Wenn überall die öffentlichen Wegeparzellen zur Biotopvernetzung genutzt und nicht illegal bewirtschaftet würden, ließe sich die Lebensraumqualität in vielen Niederwildgebieten erheblich verbessern.«

wild geht – eine alte Berufsjägerweisheit – stets zu Lasten des bejagten Wildes. Wer also Hasen bejagen möchte, muß auch den Fuchs intensiv bejagen, andernfalls stört er die Balance! Die Intensität der Raubwildbejagung hat aber aus vielerlei Gründen deutlich abgenommen.

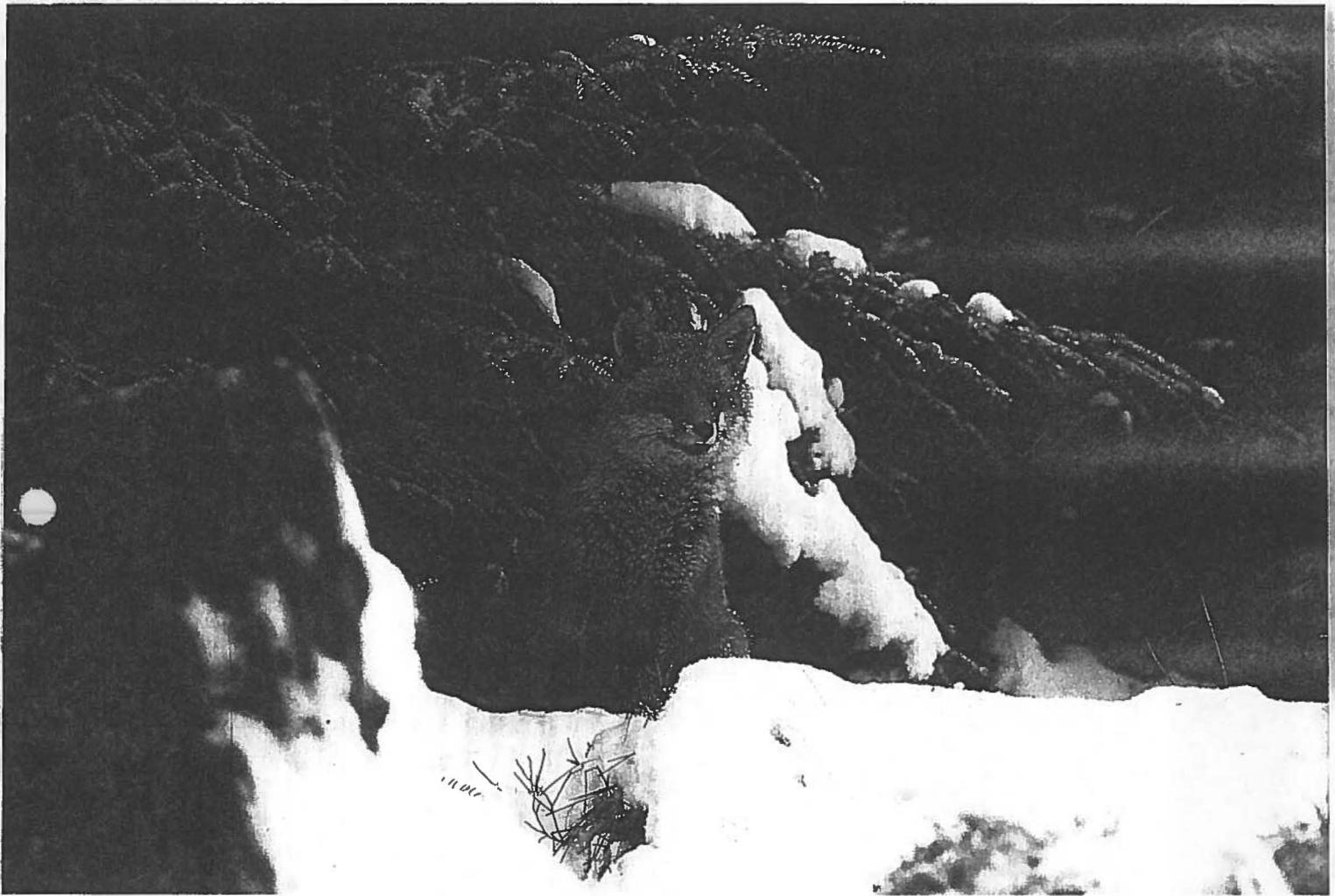
Vielerorts leidet das Niederwild auch an einer gewissen Gleichgültigkeit bei der Hege. So ist z. B. die über Jahrzehnte propagierte jagdwirtschaftlich motivierte Ausrichtung auf große Schalenwildarten, vor allem Schwarzwild, eine der wesentlichen Ursachen für den dramatischen Rückgang z. B.

seß und der Jagdverpachtung: Wenn überall die öffentlichen Wegeparzellen zur Biotopvernetzung genutzt und nicht illegal bewirtschaftet würden, ließe sich die Lebensraumqualität in vielen Niederwildgebieten erheblich verbessern. Zudem muß der Faktor Lebensraumsituation bei der Verpachtung von Jagden eine wesentlich wichtigere Rolle spielen. Möglichkeiten zur Trendwende sind da. Voraussetzung für den Erfolg sind hoher Einsatz und ein langer Atem.

WuH: *Wie beurteilen Sie die bundesweite Entwicklung der Raubwildpopulationen, speziell der des*

Foto: F. TRIPPLER-BENNING





Schon seit Ende der 80er Jahre schöpft die Bejagung in weiten Regionen den Zuwachs der Fuchspopulation offensichtlich nicht mehr ab FOTO: GÜNTHER SCHUMANN

Fuchses hinsichtlich des rasanten Schwundes einst weitverbreiteter Wiesen- oder anderer Bodenbrüter – auch der zuvor genannten Niederwildarten? Wie bewerten Sie aus Sicht des Artenschutzes die Verweigerungshaltung einiger Länderministerien hinsichtlich einer erneuten Bejagung von Rabenkrähe und Elster?

Dr. Petrak: Der Fuchs ist für jene Arten, die er gut erreichen kann, fraglos der wichtigste Räuber. So schalten hohe Fuchsbesätze den jährlichen Zuwachs der Feldhasenpopulationen mancherorts völlig aus. Gleiches gilt auch für Bodenbrüter

im Küstenbereich. In diesem Zusammenhang wichtig ist der Befund, daß seit Ende der 80er Jahre die Bejagung in weiten Regionen den Zuwachs der Fuchspopulation offensichtlich nicht mehr abschöpft.

Die Frage der Bejagung von Rabenkrähe und Elster wird meist viel zu dogmatisch behandelt. Die Siedlungsdichte dieser Arten wird primär durch Territorialverhalten, Lebensraumstrukturen, inner- und zwischenartliche Konkurrenz sowie das Vorkommen von Beutegreifern, insbesondere des Habichts bestimmt. Die Bejagung wirkt eher über das Verhalten: Wenn Krähen merken, daß sie bejagt werden, weichen sie auf größere Entfernungen aus – so daß z. B. Rebhühner in weiten Revierteilen „mehr Ruhe haben“. Dabei ist es sekundär, wie

die Bejagung rechtlich geregelt ist, entscheidend ist, daß dies praktikabel geschieht und nicht aus dogmatischen Gründen verboten oder erschwert wird.

So sind auf Helgoland über Jahrzehnte zum Schutz des Lummenfelsens jene Silbermöwen gezielt erlegt worden, die es gelernt hatten, auf den Felssimsen zu brüten und dort die Lummen zu bedrängen. Die Ursache für den Anstieg der Möwenpopulation, die Verschmutzung des Meeres, wurde dadurch nicht abgestellt – den Lummen jedoch wirksam geholfen. Die Parallele zur Rabenvogelproblematik ist offensichtlich.

WuH: *Sehen Sie für Großraubwildarten wie Wolf, Luchs oder gar Braunbär in der Enge mitteleuropäischer Kulturlandschaften*

langfristige Perspektiven außerhalb großflächiger, evtl. gegatterter Schutzgebiete?

Dr. Petrak: Die genannten Arten brauchen großräumig intakte Lebensräume, die nicht durch Verkehrswege und ähnliche Hindernisse zerschnitten sind. Die Gatterhaltung ist hier sicher keine Lösung. In weiträumigeren Landschaften außerhalb der Ballungsräume wird der Wolf seine Perspektive sicher behaupten. Der Wolf ist die Art, die in ihrer Westausbreitung am erfolgreichsten ist. Für Luchs und Bär fehlen zunächst die natürlichen Brücken.

Die Anpassungsfähigkeit des Wolfes an die Kulturlandschaft belegen übrigens auch die Beobachtungen aus Nordrhein-Westfalen aus dem letzten Jahrhundert: Die Ausrottung des

Wolfes erfolgte im Zuge der Zunahme der Schafzucht mit einer Schafdichte von bis zu 50 Schafen je km² – damals Grundlage der Tuchindustrie. Die hohen Abschlußzahlen belegen im nachhinein, daß es der Wolf bis dahin geschafft hatte, seinen Einfluß in aus Sicht der Menschen tolerierbaren Grenzen zu halten.

Wolf und Bär eignen sich für Aussetzungen nicht, der Luchs nur dann, wenn es tatsächlich gelingt, die Lebensraumverhältnisse vorab entsprechend herzustellen. Die Ost-West-Wanderungen osteuropäischer Luchse sind aber sicher eine Option.

WuH: Welche Rolle wird der Natur- und Artenschutz nach der Jahrtausendwende für die Jagd spielen? Werden Jäger mittelfristig zu reinen Arten- oder Umweltschützern, die nur in besonderen Schadens- oder anderen Ausnahmefällen noch einen Schuß, z. B. auf Schalenwild, Fuchs, Wildkaninchen oder Ringeltauben, abgeben?

Dr. Petrak: Die nachvollziehbare Dokumentation der Nachhaltigkeit jagdlicher Nutzung wird sicher an Bedeutung gewinnen. Eine ökologisch ausgerichtete Jagd, die der Verantwortung des Menschen und seiner Schlüsselrolle im Ökosystem Rechnung trägt, wird Bestand haben. Dies bedeutet, daß der Jäger die Arten nutzen darf, die durch Jagd nicht beeinträchtigt werden, bzw. solche Arten, die ihren Lebensraum zu sehr belasten bzw. übernutzen können.

Voraussetzung dafür, daß die Jagd nicht zur „Schädlingsbekämpfung“ verkommt, ist die Akzeptanz der Jagd als Nutzungsform – dazu müssen auch

die Jäger stehen. Die Bindung an das Eigentumsrecht ist sicher eine wesentliche Grundlage zur Sicherung dieser Nutzung.

WuH: In verschiedenen Gremien ist die Jagd auf Zugvögel seit Jahren heftig umstritten. Wie sehen Sie die Jagd, z. B. auf die Waldschnepfe sowie verschiedene Enten- oder Gänsearten?

Dr. Petrak: Ganz allgemein gilt, daß jede Tierart einschließlich der Zugvögel in gewissem Maße jagdlich genutzt werden kann. Die hierin begründete Motivation ist auch eine wesentliche Triebfeder zum fördernden Einsatz für viele Arten. Allein deswegen sollte die Bejagung auf möglichst viele Arten erhalten bleiben.

Bei einer Wertung ist die allgemeine Situation zu berücksichtigen: Eine Facette der Umweltbelastung heißt Nährstoffeintrag. So hat sich der auf etwa 50 Mio. geschätzte Gesamtbestand aller Enten und Gänse im Herbst in Europa seit den 70er Jahren in etwa verdoppelt. Wasservögel sind Zugvögel. Angesichts der eingehenden Kenntnisse zur jagdlich möglichen Nutzung und auch der Tatsache, daß in der Praxis vor allem häu-

fige Arten erbeutet werden, lassen sich generelle Einschränkungen nicht begründen. Sie sind nur dann angezeigt, wenn z. B. die Überwinterungsgebiete einer Art nur noch kleinflächig inmitten einer menschlich intensiv genutzten Landschaft zur Verfügung stehen.

Das Beispiel der Waldschnepfe mit einer Jahresstrecke in Deutschland von deutlich unter 10 000 Stück und einer über vier Millionen zählenden Strecke in Europa zeigt, wie wichtig es ist, die Dimensionen zu berücksichtigen.

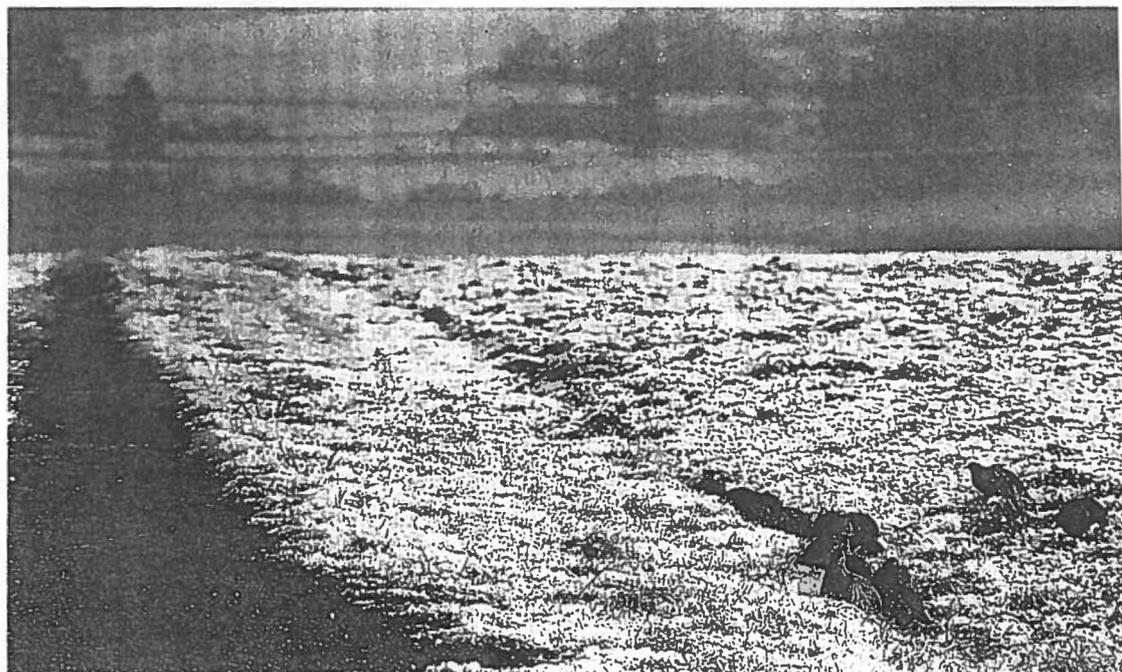
Die internationale Vogelschutzkonvention von 1950 (Paris) fordert in Artikel 7 den Schutz der Zugvögel auf dem Rückweg zu ihren Brutplätzen besonders in den Monaten März bis Juli und bewirkte letztlich mit der 1977 in Kraft getretenen Bundesverordnung über die Jagd- und Schonzeiten eine Vorverlegung der Schnepfen-Schonzeit vom 15. 4. auf den 15. 1. und damit das Ende der Frühjahrsjagd. In den 80er Jahren wurde dann nach der Einstufung der Waldschnepfe als „gefährdet“ in Kategorie 3 in Nordrhein-Westfalen vom Vogelschutz die Forderung erhoben, die Bejagung generell einzustellen.

Die Diskussion um den Rote-Liste-Status der Waldschnepfe und die jagdlichen Konsequenzen hat elementare Wissenslücken und entsprechende Forschungsdefizite aufgezeigt. Eine gezielte Erhebung der Bonner Forschungsstelle hat 1994 in Verbindung mit weiteren Auswertungen dazu geführt, daß durch die fundierte Argumentation der Kollegen Dr. Eylert und Dr. Spittler die Waldschnepfe aus der Roten Liste der Brutvögel Deutschlands (1996) und der Roten Liste der gefährdeten Vogelarten Nordrhein-Westfalens (1997) „entlassen“ wurde. Dieses Beispiel belegt die Notwendigkeit einer Trennung zwischen Befunderhebung, Interpretation und Schlußfolgerungen und darüber hinaus auch, daß sich Zusammenarbeit im Sinne der Sache auch für die Jäger lohnt. Generell geht es darum, daß wir diese Fragen vorurteilsfrei im richtigen, d. h. in einem sehr großräumigen Maßstab betrachten.

WuH: Zweifelsohne wird die Jagd in Deutschland aktuell vielerorts von der Bejagung des Schalenwildes dominiert. Während man sich um die Bestände von z. B. Reh- und Schwarzwild großflächig

Sowohl Rebhühnern als auch Feldhasen und Fasanen fehlt es in winterlicher Feldflur vielerorts an Äsung und Deckung. Steigende Beutegreiferzahlen machen ihnen darüber hinaus das (Über-)Leben schwer

FOTO: GERHARD KALDEN



kaum zu sorgen braucht, gehört das Rotwild durch Lebensraumzerschneidung und -verlust sowie bürokratische Größenreduzierungen der Rotwildgebiete zu den sogenannten „Verlierern“. Hat das Rotwild in Deutschland noch eine artgemäße Zukunft?

Dr. Petrak: Optimistisch stimme ich, daß sich für das Rotwild nicht nur Jäger, sondern auch Naturschützer einsetzen. Angesichts der vielfältigen menschlichen Ansprüche in der Kulturlandschaft auf eng begrenztem Raum halte ich eine sachgerechte Ausweisung von Rotwildgebieten sowohl zur Sicherung der Vorkommen als auch zur vorbeugenden Konfliktminimierung für sinnvoll. Entscheidend ist, daß einerseits die Gebiete nicht zu klein sind und andererseits die Ausweisungen Möglichkeiten zur Vernetzung beinhalten. Und hier ist zweifelsohne noch viel zu tun.

Wenngleich das Rotwild aus Sicht der Populationshöhe noch nicht gefährdet ist, so muß man doch kritisch feststellen, daß es die arealbezogene Definition der „Roten Liste für gefährdete Arten“, d. h. für Arten, die regional bzw. vielerorts lokal zurückgehen oder lokal verschwunden sind, „erfüllt“. Dies darf nicht als Aufforderung zum Jagdverzicht, sondern muß als Appell zum Einsatz für diese Wildart verstanden werden.

Die Achillesferse für das Rotwild in der Kulturlandschaft ist die Feindvermeidung. Großräumige Lebensraum- und Populationsvernetzung, sachgerechtes, störungsarmes Jagen, die Beschränkung der Kirmung von Schwarzwild auf eine Stelle in den in der Regel viel zu kleinen Revieren und ein Jagdzeitende bis Weihnachten sind neben anderen Faktoren wichtige Hilfen zum Überleben des Rotwildes. Einseitige, egoistische Betrachtungen sind hier von Übel.

WuH: Für die allermeisten deutschen Jäger steht das Rehwild im

Detaillierte Untersuchungen haben gezeigt, daß in der Regel die Eliminierung des Muffelwildes als „überzählige“ Schalenwildart weder notwendig noch sinnvoll ist, sondern eine umfassende Integration angestrebt werden sollte

FOTO: DR. FRANZ ROBILIER

Mittelpunkt eigener Jagdausübung und jagdlicher Diskussionen. Halten Sie angesichts einer Jahresstrecke von über einer Million Rehe einen Abschlußplan noch für notwendig oder sinnvoll?

Dr. Petrak: Hier stellt sich zunächst die Frage nach dem Hintergrund eines Planes. Im Sinne der Buchhaltung ist er beim Reh sicher nicht notwendig. Ein Abschlußplan, der sich an der Biologie des Rehwildes orientiert und dem Jäger verbindliche Hilfestellungen anbietet, ist dagegen sinnvoll. Unsere Beratungspraxis sowie die Erfahrungen aus den aufgenommenen Hegeschauen zeigen z. B., daß angesichts kleinerer Reviere und häufig begrenzter Zeit der Jäger die Überlebenswahrscheinlichkeit der Böcke sich nicht an der Biologie orientiert, sondern wesentlich durch die Länge der Jagdreviergrenze innerhalb des Bock-Territoriums bestimmt wird. Ebenso wird der zeitgerechte Abschluß des weiblichen Rehwildes häufig vergessen.

Ein anleitender Abschlußplan kann hier eine Hilfestellung bieten, die die Wahrscheinlichkeit, daß sich möglichst viele Jäger daran halten, erhöht. Aus wissenschaftlicher Sicht wäre der zeitlich befristete Verzicht auf einen Abschlußplan über fünf bis zehn Jahre – bei vollständiger Streckenregistrierung – z. B. auf Kreisebene aber sicher einen Versuch wert.



Die allgemeinen Erfahrungen sprechen allerdings dafür, den Abschlußplan beizubehalten. Nicht zuletzt, um den verantwortlichen Umgang mit der Wildart zu dokumentieren. Erinnerung sei in diesem Zusammenhang daran, daß heute eine Bejagungsplanung z. B. auch für den Feldhasen gefordert wird und auch notwendig ist, für Arten also, bei denen noch vor wenigen Jahren niemand daran dachte.

WuH: Wie bewerten Sie die geplante – z. T. im „Vollzug“ befindliche – Eliminierung des Muffelwildes aus einigen Hochwildgebieten als sogenannte „überzählige Schalenwildart“?

Dr. Petrak: Das Muffelwild zählt ähnlich wie das Damwild zu den Arten, die trotz erheblicher Gefährdung der Restpopulationen in den ursprünglichen Verbreitungsgebieten dank der überwiegend jagdlich motivierten Aussetzungen heute noch in größeren gesicherten freilebenden Populationen vorkommen. Gebiete, in denen Muffelwild schon länger gesund lebt, genießen aus rechtlicher Sicht sicher Bestandsschutz. Allein aus dieser Perspektive wäre der Sachverhalt nicht anders zu werten als der Anbau von Mais oder Douglasie.

Aus wildbiologischer Sicht stellt sich zunächst die Frage der ökologischen Passung zum Lebensraum: Ist die betreffende

Muffelwildpopulation gesund. Sofern dies der Fall ist, verbleibt die Frage nach der Passung im Lebensraum und dem Vorkommen mehrerer Arten. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß mehrere Schalenwildarten denselben Lebensraum in einander komplementär ergänzender Weise nutzen, so daß bei mehreren Arten insgesamt eine zahlenmäßig höhere Dichte tragbar ist als beim Vorkommen nur einer Art.

Andererseits erfordern mehrere Arten mit ihren z. T. unterschiedlichen Ansprüchen und Jahreszyklen ein fein differenziertes Management, das wiederum eine anspruchsvolle Herausforderung aus wildbiologischer, jagdlicher und forstlicher Sicht bietet.

Die Annahme dieser Herausforderung kann nicht durch die Klassifizierung „überzählig“ ersetzt werden, zumal rücksichtslose Bejagung des Muffelwildes mit dem Ziel der Eliminierung angesichts der Lernfähigkeit vielfach dazu führt, daß die unterstellten Probleme noch zunehmen und die tatsächliche Entnahme letztlich doch nicht gelingt. Detaillierte Untersuchungen haben gezeigt, daß in der Regel die Eliminierung des Muffelwildes weder notwendig noch sinnvoll ist, sondern eine umfassende Integration angestrebt werden sollte. 🌿

Das Gespräch führte WuH-Redakteur Andreas David